



Studierende und Mitarbeiter: hinten Nicolai Krolzik und Jürgen Schaper (r.), vorn von links: Nurhan Karadeniz, Yuliya Messoudi, Nik Oberlik, Franziska Neubauer, Özlem Alagöz, Veronika Ukrainets Foto: Heiner Köpcke

CHRISTINE BÖHRINGER

Als Ute Meyer vor zehn Jahren an der Universität Hamburg ein Studium der Germanistik beginnen wollte, war sie noch eine echte Exotin: Sie war 27 Jahre alt, die allgemeine Hochschulreife hatte sie nicht, dafür einen Realschulabschluss, eine Lehre als Buchhändlerin und mehrere Jahre Berufserfahrung. Und nun saß sie einem Professor gegenüber, um sich nach einigen Internetrecherchen für die bevorstehende Eingangsprüfung für Berufstätige beraten zu lassen. Der sagte überrascht: „Ich wusste gar nicht, dass man hier auch ohne Abitur studieren kann.“

Ute Meyer muss heute schmunzeln, wenn sie sich an diesen ersten Kontakt mit der Universität erinnert: „Da war ich schon etwas irritiert.“ Doch schnell wurde alles gut: Der Professor interessierte sich sehr für ihren Blick auf die moderne Literatur. Er war in der mündlichen Eingangsprüfung mit dabei und erkundigte sich auch später immer wieder nach ihr, dem Studium und ihren Erfahrungen. Heute hat Ute Meyer einen Magistertitel und berät als wissenschaftliche Mitarbeiterin selbst Berufstätige ohne Abitur, die studieren wollen: Ist die Hochschule etwas für mich? Was ist Wissenschaft? Wie finanziere ich mein Studium? „Meine eigene Geschichte hat da sicher eine Rolle gespielt, dass ich heute das tue, was ich tue“, sagt Ute Meyer. „Ich weiß genau, um was es geht.“

Seit zwei Jahren ist ihre Arbeit nun auch Teil eines großen Ganzen: 2012 hat die Hochschule unter dem Dach eines neu gegründeten Universitätskollegs 42 Projekte aus allen Fakultäten gebündelt, die Studierenden den Weg in die Wissenschaft ebnet und ihnen unmittelbar vor und während der ersten Semester helfen sollen. Dieser in Deutschland laut Uni Hamburg einzigartige Verbund wird insgesamt vier Jahre lang mit 12,8 Millionen Euro größtenteils aus dem „Qualitätspakt Lehre“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gefördert – und er trägt dem Umstand Rechnung, dass sich auf dem Campus mittlerweile mehr Exoten denn je finden, die Mischung bunter geworden ist: Die Zusammensetzung der Studierenden hat sich in den vergangenen Jahren massiv verändert.

Etwas Besonderes: Im Kolleg sind 42 Projekte aus allen Fakultäten gebündelt
„Einen klassischen Normaltypus gibt es nicht mehr. Heute studiert die Hälfte eines Abiturjahrgangs – und damit so viele wie noch nie. Die Wege in die Universität sind vielfältiger geworden, und die Studierenden bringen immer mehr unterschiedliche Voraussetzungen mit“, sagt der Bildungs- und Transformationsforscher Prof. Hans-Christoph Koller von der Fakultät für Erziehungswissenschaft. Die einen haben Akademikereltern, die anderen

sind die ersten ihrer Familie, die in einem Hörsaal sitzen. Manche sind wegen der verkürzten Gymnasialzeit noch keine 18 Jahre alt und besuchen dieselben Vorlesungen wie 30-Jährige, die schon durch die Welt gereist sind, einen Beruf ausgeübt oder Kinder haben. Drei Prozent der Studienanfänger des letzten Wintersemesters hatten kein Abitur – und zwölf Prozent der Studenten haben keine deutsche Staatsangehörigkeit. Es kommen mittlerweile nicht nur Gäste für ein paar Semester nach Hamburg, sondern auch junge Leute aus Spanien oder Italien, die ihr gesamtes Bachelorstudium in der Stadt verbringen. „Die Lebenswege und Bildungsbiografien der Studienanfänger weisen Unterschiede auf, die sich nicht mehr mit überkommenen Routinen bewältigen lassen, sondern nach neuen Antworten verlangen“, sagt Koller. Die Uni hat eine große Aufgabe: Sie muss die verschiedenen Erfahrungshintergründe der Studenten in der Hochschulwelt vereinen – denn dort werden dann in den Fächern an jeden dieselben Anforderungen gestellt.

„Einen klassischen Typus des Studenten gibt es nicht. Heute studiert die Hälfte eines Abi-Jahrgangs.“
Prof. Hans-Christoph Koller

Im Universitätskolleg wurden die verschiedenen Projekte daher thematisch zusammengefasst: Wie die einzelnen Stufen einer Treppe geben sie Orientierung und Sicherheit, damit die Studierenden Schritt für Schritt in das neue Umfeld hineinwachsen können. Online-Selbsttests wie zum Beispiel in der Rechtswissenschaft oder der Informatik helfen Interessierten, ihr eigenes Können und ihre Erwartungen einzuschätzen und das zu studieren, was auch wirklich zu ihnen passt. Mit Crash-Kursen lässt sich dann das Wissen in verschiedenen Fächern, die es an

Online-Portal: Hilfe und Austausch für internationale Studieninteressierte

Das neueste Angebot des Uni-Kollegs ist der „International Guide“, ein Online-Coaching-Portal für internationale Studieninteressierte. Seit der Bewerbungsphase zu diesem Sommersemester können sich dort Bewerber aus anderen Ländern für die Studiengänge mit Abschluss Bachelor oder Staatsexamen zielgerichtet über den Bewerbungsprozess und den Studienstart informieren. Derzeit haben rund

zwölf Prozent der Studierenden keine deutsche Staatsangehörigkeit. „Bislang war die überwiegende Zahl der Angebote für Studienbewerber vor Ort in Hamburg, und wir haben mit internationalen Studieninteressierten vor allem über E-Mail oder telefonisch kommuniziert“, sagt Projektkoordinatorin Katharina Röper. „Im International Guide finden sie nun zweisprachige und zielgruppen-

spezifische Informationen. Außerdem hilft ihnen das Portal bei der Organisation, denn vieles müssen die angehenden Studenten auch schon von zu Hause aus erledigen.“

Die Plattform bietet eine detaillierte Anleitung für die Bewerbungsphase – alle wichtigen Schritte sind vorgegeben. Eine persönliche Checkliste zeigt, was sie zu welchem Zeitpunkt erledigen müssen, um keine

Frist zu verpassen. In der Rubrik „Wissenswertes“ werden zudem Berichte von anderen Studenten über das Leben an der Uni und in Hamburg gesammelt, die die Nutzer ergänzen, bewerten und kommentieren können. Das Portal ermöglicht den Austausch und verbessert die Chancen auf eine Zulassung.

<http://www.uni-hamburg.de/campus-center/bewerbung/international/internationalguide.html>

Reif für die Uni

Mit oder ohne Abitur, mit oder ohne Akademiker-Eltern, mit oder ohne Migrationshintergrund: Die Studierenden bringen sehr unterschiedliche Voraussetzungen mit – das **Universitätskolleg** will ihnen den Übergang an die Hochschule erleichtern

der Schule nicht gab, erweitern. Bestimmte Gruppen wie Lehramtsstudenten, internationale Studierende oder Berufstätige ohne allgemeine Hochschulreife können sich speziell begleiten und beraten lassen. Die meisten Projekte des Universitätskollegs sollen den Studierenden das akademische Lernen und Schreiben vermitteln und ihnen die Hochschule als Institution vertraut machen – unterstützt von Mentoren und Tutoren, die ihre eigenen Erfahrungen weitergeben.

Auch Franziska Neubauer und Özlem Alagöz wussten am Anfang nicht, wie Studieren funktioniert. Franziska Neubauer hatte mit 16 Jahren eine Ausbildung zur Kauffrau für Bürokommunikation gemacht und als Angestellte mehrere Jahre in einer Patentanwaltskanzlei gearbeitet. „Doch ich habe immer davon geträumt, mich im sozialen Bereich zu engagieren und an die Uni zu gehen“, sagt die heute 32-Jährige. Seit drei Semestern studiert sie nun Erziehungswissenschaft und beschäftigt sich mit Themen wie „Handlungskompetenzen in der Sozialpädagogik“ oder „Gesellschaftliche Bedingungen von Bildung und Erziehung“.

Gleich nach der Orientierungswoche wurde sie zu einem Studienstart-Workshop für Berufstätige ohne Abitur eingeladen. „Ich hatte viele Fragen im Kopf, und die anderen Teilnehmer hatten genau dieselben Probleme wie ich: Wie stelle ich den Stundenplan zusammen? Wie halte ich ein Referat? An wen wende ich mich bei finanziellen Fragen?“, sagt Franziska Neubauer. „Der Austausch hat mir sehr geholfen.“

Ute Meyer hat das Netz für Studierende nun noch enger geknüpft: Neben dem Workshop gibt es Beratungen, einen Stammtisch, Veranstaltungen wie „Lernen lernen“ und ein Tutorenprogramm. „Für einige sind kulturelle Hürden ein größeres Problem als die eigentliche Studierfähigkeit“, sagt Ute Meyer. „Manche haben das Gefühl, dass sie an einem Ort sind, der eigentlich für andere vorbestimmt ist. Daher ist es wichtig, dass Berührungspunkte genommen werden und die Berufstätigen eine

selbstbewusste Haltung entwickeln.“

Özlem Alagöz hingegen hatte erst im zweiten Semester ein paar Schwierigkeiten – als die Lehramtsstudentin ihre erste Hausarbeit schreiben musste. „Ich war total überfordert“, sagt die 24-Jährige. Ein Bekannter aus einem höheren Semester hat sie dann bei ihrem ersten Text begleitet. Sie bekam eine Einweisung in die Wissenschaftssprache – und eine gute Note, doch Özlem Alagöz reichte das nicht, sie wollte ihr Schreiben weiter verbessern. „Ich werde einmal selbst Deutsch unterrichten, daher ist es mir wichtig, dass meine eigenen Texte gut sind.“

In Zukunft ein Studium Generale nach dem Vorbild amerikanischer Colleges

Durch einen Aushang wurde sie auf die „Schreibwerkstatt Mehrsprachigkeit“ aufmerksam, eine Schreibberatung für Lehramtsstudierende mit Migrationshintergrund. Mittlerweile ist sie selbst Schreibberaterin und erklärt anderen, ob man in Hausarbeiten das Wort „ich“ verwenden darf oder warum es besser ist, sich auf einen Text zu konzentrieren und nicht drei gleichzeitig abzuarbeiten. „Wir wollen die Studenten aus der Einsamkeit des Schreibtisches herausholen und ein wachsendes Netzwerk schaffen“, sagt die Projektverantwortliche Dagmar Knorr. „Wir erklären Studierenden die Konventionen akademischer Texte und leiten sie an, eigene Schreibstrategien zu entwickeln. Und dann sollen sie schreiben. Denn Schreiben lernt man nur durch schreiben.“ Neben den Beratungen sollen ein Schreibcafé und ein spezielles Schreibzimmer die idealen Voraussetzungen dafür schaffen.

Die „Schreibwerkstatt Mehrsprachigkeit“ wird ebenso wie alle anderen Teilprojekte des Universitätskollegs regelmäßig evaluiert und wissenschaftlich begleitet. Dabei geht es um die Fragen: Was funktioniert? Was nicht? Was lässt sich auf andere Fächer, Fakultäten und Studierende übertragen? Erfolgreiche Ansätze und Konzepte sollen sich in der gesamten Universität verbreiten und dort verankert werden. Im besten Fall wird das Universitätskolleg nicht das bleiben, was es jetzt ist: ein großes Entwicklungslabor.

„Unser langfristiges Ziel ist es, das Universitätskolleg selbst finanzierbar zu machen und in den Regelbetrieb zu überführen. Idealerweise soll uns das Universitätskolleg zudem zu einer Neuordnung der Studieneingangsphase führen“, sagt Prof. Dr. Dieter Lenzen, Präsident der Universität Hamburg. Nach dem Vorbild amerikanischer Colleges könnte es in Hamburg in mehreren Jahren ein verpflichtendes „Studium Generale“ geben: allgemeinbildende Sachverhalte, die in das Bachelorstudium mit einfließen, Orientierung geben, das akademische Lernen sowie unterschiedliche wissenschaftliche Perspektiven vermitteln – und damit allen Studenten gleichermaßen den Weg an die Universität ebnet.

CAMPUS

Möglichst gleiche Chancen für alle

DIETER LENZEN

„Ihr Kind oder Enkel, Kinder von Verwandten oder Nachbarn und Freunden möchten an unserer Universität studieren? Wir freuen uns darüber! Diese jungen Leute bringen unterschiedliche Voraussetzungen mit. Die eine hat ein Gymnasialabitur, der andere einen mittleren Abschluss. Oder eine Berufsausbildung, drei Jahre berufliche Praxis, einen Schulabschluss in den USA, einen Migrationshintergrund, ein Handicap? Wir nennen das heterogene Studienvoraussetzungen und sorgen dafür, dass diese Menschen, egal mit welchem Hintergrund, möglichst gleiche Chancen für einen Studienerfolg haben.“

Wie machen wir das? Wir bieten Veranstaltungen unterschiedlicher Art als „Brücken in die Wissenschaft“ an. Wir bieten Mathematikurse, Erweiterung von Sprach- oder Computerkenntnissen, aber auch allgemeinbildende Veranstaltungen an, um einen Studienerfolg wahrscheinlicher zu machen. Denn dieser besteht nicht nur in einem formalen Abschluss, sondern insbesondere in dem, was gelernt wurde, und das nicht nur für eine Berufstätigkeit, sondern auch für ein möglichst glückliches Leben.

All diese Aufgaben haben wir in unserem Universitätskolleg zusammengeführt. Es wird zurzeit mit Mitteln des Bundes gefördert und befindet sich in der Erprobungsphase. Wenn alles gut funktioniert, dann haben die uns Anbefohlenen gute Chancen für einen erfolgreichen Studienabschluss. Das alles kostet nicht nur Geld, sondern auch Zeit. Die Bachelorstudiengänge bieten diese Zeit gegenwärtig nicht, weil sie mit ihren nur sechs Semestern davon ausgehen, dass alle Studienanfänger über die erforderliche Qualifikation verfügen, um erfolgreich zu sein. Das stimmt aber nicht. Deshalb soll der Unterricht im Universitätskolleg auf freiwilliger Basis – für wenige Wochen oder für ein ganzes Jahr – ein Angebot enthalten, das zum Erfolg führt.

Univ.-Prof. Dr. Dieter Lenzen ist Präsident der Universität Hamburg

QUEREINSTIEG

Beruf und Studium



„Julia Balanski (Foto) und Thomas Rewel haben sich nach mehreren Jahren im Job für ein Studium entschieden. Sie berichten, welche Probleme sie dabei zu bewältigen hatten.“

»»» Seite 2

Foto: Köpcke

WISSENSCHAFT

Forscher und Projekte



„Was ist reizvoll an der Lehre als Informatiker oder Theologin? Auf Florian Jeßberger (Foto) hatten die Prozesse gegen die RAF großen Einfluss, er wurde Strafrechtler.“

»»» Seite 3

Foto: Köpcke

PREISE

Pionierin und Psychologin



„Welche Motive treiben Psychologin und Gehirnforscherin Brigitta Röder (Foto) an? Die Leibniz-Preisträgerin hat ein besonderes Interesse an blinden Menschen.“

»»» Seite 5

Foto: Köpcke

Per Quereinstieg an die Hochschule

Erst Abitur, dann Studium? Auch **Hauptschul- und Realschulabschluss** bieten Chancen

YVONNE SCHELLER

„Nach sieben Jahren im Beruf Studentin zu werden, und das als alleinerziehende Mutter, ist ein mutiger Schritt. Doch Julia Balanski, 25, fand, diese Chance könne sie sich nicht entgehen lassen. Die Handelskammer hatte ihr geraten, sich um ein Begabtenstipendium zu bewerben. Ihre Ausbildung zur Tierpflegerin in der Fachrichtung Forschung und Klinik am UKE hatte sie mit 96 Punkten von 100 bestanden und sich in beruflichen Stationen bewährt: Im Centrum für Innovative Medizin (CiM) und in einem Labor für Kryokonservierung. Damit erfüllte sie die Voraussetzungen für die „Begabtenförderung berufliche Bildung“, die sich an leistungsfähige Absolventen einer Berufsausbildung richtet.“



Thomas Rewel begann mit 30 Jahren sein Studium

Balanski ergatterte das Stipendium und bestand in der Folge auch die Zugangsprüfung der Universität Hamburg für das Studienfach Biologie. Die war nötig, weil sie mit einem Realschulabschluss statt mit Abitur ins Berufsleben gestartet war. „An meinem ersten Tag an der Uni fiel mir vor allem auf, wie jung alle waren“, erzählt sie. Dabei war sie mit 23 den Abiturienten an Jahren gar nicht weit voraus, aber mit ihrer Berufserfahrung und als Mutter brachte sie eine ganz andere Lebenserfahrung mit. Schnell entstanden Freundschaften, „das gemeinsame Ziel verbindet“.

Dennoch überkam sie gerade am Anfang die Angst vor der eigenen Courage. „Nach so langer Zeit zurück auf die Schulbank, was hatte ich mir nur dabei gedacht? Immer mal wieder gibt es Vorlesungen, da verstehe ich kein Wort.“ Doch dann setzt sie sich an ihre Bücher und erarbeitet sich die Inhalte. Mit Erfolg, inzwischen studiert sie im vierten Semester. „Natürlich gibt es Tage, da sehe ich mich danach, einfach Feierabend zu machen. Aber ich studiere, weil ich es unbedingt möchte.“

Das gilt auch für Sarah-Milena Christiansen. Mit 16 Jahren war sie mit ihrem Hauptschulabschluss ins Berufsleben als Friseurin gestartet. Mit Anfang 20 war sie bereits Friseurmeisterin und hatte noch jede Menge Arbeitsleben vor sich. „Also überlegte ich, was nun? Selbständigkeit kam nicht infrage, so kam ich aufs Studium.“ Der Meister-

jetzt auch an die Universität geführt. „Christiansens Weg sei keineswegs ungewöhnlich, sagt Professor Alexander Bassen von der Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg. „Wer mit dem Haupt- oder Realschulabschluss ins Berufsleben gestartet ist, stellt sich mit Ende 20 eventuell die Frage: Ist das jetzt schon alles? Der Quereinstieg an die Universität erfolgt dann aus der Motivation heraus, seinem Leben eine neue Wendung zu geben.“

Bassen ist ein Befürworter der Durchlässigkeit des Systems. Die beruflich erworbene Hochschulzugangsberechtigung, also ein Meisterbrief oder eine Zugangsprüfung, ermöglicht es Berufstätigen, auch ohne Abitur ein Studium aufzunehmen. „Ein fehlendes Abitur hat viele Gründe. Ob in der Pubertät das Interesse eher abseits der Schule lag oder vielleicht ein bildungsferner Haushalt die Frage nach Abitur und Studium nicht hat aufkommen lassen. Vielleicht hätte dieser Weg sogar Widerstände hervorgerufen, die in jungen Jahren nur schwer zu meistern gewesen wären.“ Unterschiede zwischen den Studierenden, die gleich nach dem Abitur an die Universität wechseln, und Quereinsteigern sieht Bassen vor allem am Studienanfang, wenn zum Beispiel Mathe-Defizite aufgeholt werden müssen. Danach beobachtet er bei Letzteren eine größere Ernsthaftigkeit. „Sie wollen die Chance des Quereinsteigs unbedingt nutzen, und das führt oft zu einer starken Studienmotivation.“

So wie bei Thomas Rewel. Der 35-Jährige verließ die Schule mit dem Fachabitur, ging zur Bundeswehr, machte eine Ausbildung zum Verlagskaufmann, durchlief ein Volontariat beim Axel Springer Verlag, bevor er in einem Marketingunternehmen eine gut bezahlte Stelle antrat. Mit 30 Jahren zog er Bilanz: „Was will ich noch erreichen?“ Der Wunsch zu studieren, sagt er, war immer da. Blicke noch die Frage der Finanzierung. Mit über 30 besteht kein BAföG-Anspruch mehr. „Also habe ich mein Auto verkauft, mir einen Mitbewohner gesucht und einen Studienkredit aufgenommen.“ Zudem kombinierte Rewel von Anfang an sein Studium mit unterschiedlichen Jobs, absolvierte dennoch sein Bachelor- und Masterstudium im Studienfach Sozialökonomie in der Regelstudienzeit und schloss mit der Note 1,66 ab. „Das war von Anfang an mein Ziel. Ein Studium in möglichst kurzer Zeit bei bestmöglichen Noten.“



Julia Balanski erhielt ein Begabtenstipendium und studiert Biologie im vierten Semester. Die 25-Jährige ist Mutter eines zweijährigen Sohnes. Fotos: Heiner Köpcke

INFOABENDE

Was soll ich wo und wofür studieren?

„Schüler, Bachelorstudierende sowie andere Interessierte aus Hochschule und Öffentlichkeit können sich in der Reihe „Was Wie Wofür studieren“ über Studiengänge der Universität Hamburg informieren. Ab 1. April bis 1. Juli, immer dienstags, von 18.15 bis ca. 19.45 Uhr, im Magdalene-Schoch-Hörsaal (Hörsaal J), Hauptgebäude der Universität, an der Edmund-Siemers-Allee 1. Weitere Informationen im Internet auf: www.uni-hamburg.de/wwwstudieren

AKTION

Blut spenden im Audimax

Bei der Blutspende-Aktion vom Deutschen Roten Kreuz am 16. April im Audimax von 11.30 bis 16 Uhr ist jede und jeder Gesunde im Alter zwischen 18 und 65 herzlich willkommen. Die nächste Möglichkeit, im Audimax Blut zu spenden, gibt es am 25. Juni oder jeden Tag am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf. Bitte den Personalausweis mitbringen.

GASTPROFESSUR

Emine Sevgi Özdamar lehrt Interkulturelle Poetik

Emine Sevgi Özdamar ist neue Gastprofessorin für Interkulturelle Poetik. Die in der Türkei geborene Schriftstellerin lebt seit Langem in Deutschland und ist ein echtes Multitalent: Sie spielt Theater, übernimmt auch Filmrollen, inszeniert und schreibt Theaterstücke sowie Romane. Als Gastprofessorin hält sie eigens für die Universität Hamburg geschriebene Vorlesungen zum Thema „Sprach-Rollen-Wechsel“. Die Poetikvorlesungen beginnen am 10. April und finden immer donnerstags von 18 bis 20 Uhr im Emil-Artin-Hörsaal (Hörsaal M) im Hauptgebäude der Universität Hamburg statt. Mehr dazu im Internet auf: www.inpoet.uni-hamburg.de

ELTERNABEND

Wie kann ich mein Kind unterstützen?

Rund 170 Studiengänge an acht Fakultäten – das Angebot allein an der Universität ist groß, und nicht jeder ist schon mit dem neuen Bachelor- und Masterstudienystem vertraut. Wie Eltern ihr Kind unterstützen können, wenn es sich für ein Studium interessiert, dazu gibt es ein neues Beratungsangebot der Zentralen Studienberatung und Psychologischen Beratung der Universität Hamburg. Eltern erhalten dort Informationen zum Unterschied zwischen Fachhochschulen und Universitäten, zum Aufbau eines Studiums, zu Prüfungen und Leistungsnachweisen. Termine: Donnerstag, 10. April, und Dienstag, 22. April, jeweils 17 bis 19 Uhr, CampusCenter, Alsterterrasse 1, Raum 415. Anmeldungen erbeten per Mail an: dorothee.wolfs@verw.uni-hamburg.de

UNI-MAGAZIN

Zweite Ausgabe von „19NEUNZEHN“

Pünktlich zum Semesterstart gibt es wieder das Uni-Magazin „19NEUNZEHN“. In der Titelgeschichte geht es um ein Thema, das fast jeder gut kennt: Aufschieberitis. Was man – besonders beim Studium – dagegen tun kann, verrät der Artikel in der Rubrik „Campus & Co“. Außerdem in diesem Heft: Wasserversorgung in Kolumbien, Qualität im Krankenhaus und die Geschichte von einer Studentin und einem Studenten, die beide eine Behinderung haben. Das Uni-Magazin „19NEUNZEHN“ liegt in allen Mensen, Bibliotheken und in den Foyers der Universitätsgebäude aus. Außerdem steht das Heft zum Blättern auch im Internet zur Verfügung: www.uni-hamburg.de/19neunzehn

IMPRESSUM

Redaktion: Georg J. Schulz
 Planung und Produktion: Manuela Keil
 Layout: Sandra Teuschler
 Lektorat: Wiebke Langhinrichs
 Online: Frank Mares
 Telefon: 040/347-22258

Anzeigen: Dirk Seidel
 Telefon: 040/347-225 96

Elternunabhängige Kredite

Zugang: Paragraph 38 des Hamburgischen Hochschulgesetzes regelt den besonderen Hochschulzugang für Berufstätige ohne Abitur. Grundsätzlich gibt es drei Voraussetzungen: eine abgeschlossene Berufsausbildung, mindestens drei Jahre Berufstätigkeit und eine Eingangs-

prüfung oder alternativ eine Fortbildung (Meisterbrief). Informationen bietet die „Zentrale Studienberatung und Psychologische Beratung“ (www.uni-hamburg.de/campuscenter/beratung.html).

Finanzierung: Das „Beratungszentrum Studien-

finanzierung“ (BeSt) informiert über Finanzierungsmöglichkeiten wie BAföG oder „KfW Bildungs- oder Studentenkredite“, also einkommens- und elternunabhängige Kredite, die keine Sicherheiten erfordern (www.studierendenwerk-hamburg.de/finanzen).

Wie Bewerber an ihre Studienfächer kommen

Betriebswirtschaftslehre, Psychologie sowie Medien- und Kommunikationswissenschaft wählen viele Bewerber. Japanologie und Gebärdensprachen sind Exoten

CHAN SIDKI-LUNDIUS

Die Betriebswirtschaftslehre (BWL) belegt seit vielen Jahren den Spitzenplatz im Ranking der beliebtesten Studiengänge in Deutschland, sowohl bei Männern als auch bei Frauen. Auch an der Uni Hamburg gehört BWL zu den Fächern, die besonders gefragt sind. Rund 5880 junge Menschen haben sich im Wintersemester 2013/2014 für einen der 329 Studienplätze beworben. Ähnlich hohe Bewerberzahlen gab es für die begehrten Fächer Psychologie – 5219 bei 150 Studienplätzen – sowie Medien- und Kommunikationswissenschaft. In diesem angesagten Studienfach sind bei der Uni Hamburg 3311 Bewerbungen für die 35 Studienplätze eingegangen.

„Ich kann nur mutmaßen, warum einzelne Fächer besonders beliebt sind, denn konkrete Studien dazu liegen mir nicht vor“, sagt Katharina Berger, Referatsleiterin Service für Studierende an der Uni Hamburg. Angehende Betriebswirte beispielsweise seien inhaltlich sehr breit aufgestellt und müssten sich nicht auf ein konkretes Berufsziel festlegen. „Das macht das Studium für viele interessant. Der Medienberuf hingegen gilt in der Gesellschaft als sehr attraktiv,

während die Motivation, Psychologie zu studieren, bei etlichen Bewerbern sicherlich auch persönlich bedingt ist.“

Besonders stolz ist man an der Uni Hamburg auf Fächer, die deutschlandweit nicht viele Hochschulen anbieten. Dazu gehören zum Beispiel die Gebärdensprachen mit 18 Studienplätzen, Iranistik mit 18, Islamwissenschaft mit 40, Turkologie mit 18, Japanologie mit 35 und die Klassische Philologie mit 15 Studienplätzen. Das Interesse an diesen Fächern zeigt sich an den Bewerberzah-

len. So wollten im letzten Wintersemester 144 Personen Gebärdensprachen und 199 Japanologie studieren.

Hoch im Kurs stehen außerdem die Fächer, die die Uni Hamburg im Rahmen der Exzellenzcluster im Programm hat. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) fördert derzeit das Klima-Exzellenzcluster „Integrated Climate System Analysis and Prediction“ (CLISAP) und das „Hamburg Centre for Ultrafast Imaging“ (CUI). Den 150 Studienplätzen in der Physik standen 339 Be-

werber gegenüber, während es für die 129 Plätze in der Chemie 375 Bewerber gab. Ein MIN-Studiengang, in dem sich Angebot und Nachfrage in etwa entsprechen, ist Computing in Science mit Schwerpunkt Physik. Dort verzeichnete man gerade einmal 26 Bewerber für 19 Studienplätze.

Studienplätze werden nach Quoten vergeben – 7,5 Prozent an Härtefälle

„Es kommt immer wieder vor, dass Bewerber den ihnen angebotenen Studienplatz nicht annehmen, weil sie sich anderweitig entscheiden. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung und um die Studienplätze so schnell wie möglich zu vergeben, überbuchen wir die Studienplätze bei der Vergabe in den meisten Studiengängen um mindestens zehn Prozent. Dadurch wollen wir langwierige Nachrückverfahren vermeiden“, erläutert Katharina Berger.

Grundsätzlich werden die Studienplätze für Studienanfänger im Rahmen des Hamburger Vergabeverfahrens nach festen Quoten vergeben. Von allen zur Verfügung stehenden Studienplätzen werden zunächst zehn Prozent für ausländische Bewerber abgezogen und weitere 7,5 Prozent für Härtefälle. Von den übrig bleibenden Studienplätzen

vergift die Zulassungsstelle 90 Prozent über den Numerus Clausus (NC) und zehn Prozent über die Wartezeit. Sollte es mehrere Bewerber mit dem gleichen NC oder der gleich hohen Anzahl von Warteseestern geben, entscheidet das Los. Informationen darüber, welche Durchschnittsnote in der Vergangenheit für welches Fach ausreichte und wie viele Warteseestern der letzte Zugelassene hatte, findet man im Internet unter www.uni-hamburg.de/nc.

Für Bewerbungen um ein Masterstudium gelten besondere Voraussetzungen. Sie unterscheiden sich von Studiengang zu Studiengang. Eines von mehreren Auswahlkriterien ist die Note des ersten berufsqualifizierenden Abschlusses. In den ebenfalls sehr nachgefragten Studiengängen Medizin, Zahnmedizin und Pharmazie gibt es keine direkte Bewerbungsmöglichkeit an der Uni Hamburg. Die entsprechenden Studienplätze vergibt die Stiftung für Hochschulzulassung (www.hochschulstart.de), die Nachfolgeeinrichtung der Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS).

Weitere Informationen auf: www.uni-hamburg.de/bewerbung, www.uni-hamburg.de/dosv oder www.hochschulstart.de



Die Studienplätze werden im Rahmen des Hamburger Vergabeverfahrens nach festen Quoten vergeben. Foto: dpa

Gesichter der Wissenschaft

An der Universität Hamburg arbeiten **junge Forscher** an spannenden Projekten.
Katja Deutsch und Marlies Fischer stellen drei von ihnen vor



Professor Walid Maalej, 33, forscht an Tools für Smartphones



Christine Büchner, 43, ist die erste Professorin für Katholische Theologie an der Uni Hamburg
Fotos: Heiner Köpcke



Professor Florian Jeßberger, 43, ist Prodekan der Fakultät für Rechtswissenschaft

Der Informatiker: Walid Maalej

Das schneeweiße Loungesofa im Aufenthaltsraum des Informatikums sieht noch völlig unbenutzt aus – viel Zeit, sich darauf auszuruhen, hat der 33 Jahre junge Professor Walid Maalej nicht. „Wir forschen hier zu Software-Themen, die unsere Gesellschaft betreffen“, erklärt er. Das umfasst unter anderem mobile Dienste, kontextsensitive Tools und soziale Aspekte der Software-technik.

Kontextsensitive Tools betreffen zum Beispiel Smartphones, die privat und auch beruflich genutzt werden. Oft ist es schwierig, nachzuvollziehen, wie viel man tatsächlich unterwegs oder abends zu Hause noch gearbeitet hat. „Wir versuchen gerade, automatisch zu erkennen, ob der Nutzer privat oder geschäftlich zugange ist. Dabei versuchen wir den Kontext zu erkennen. Nur anhand seiner Klicks lässt sich ablesen, ob die Nutzung beruflicher oder privater Natur ist – und dementsprechend handeln wir. Wird das Handy privat genutzt, haben die Inhalte die Firma nicht zu interessieren.“

Während Facebook und Google Nutzerprofile nach bestimmten verwendeten Stichwörtern erstellen, versucht Prof. Maalej einen anderen Weg. „Wir überlegen uns, welche Daten über den Benutzer gesammelt werden dürfen und welche nicht. Wir versuchen, die gleiche Funktionalität durch das Sammeln weniger Daten anzubieten und halten es für sehr wichtig, dass diese Daten auf dem Gerät des Nutzers bleiben. Dann kann man damit sogar den Nutzer selbst schützen.“ Was hier akzeptabel ist, ist eine der wichtigsten Fragen, denen das Forschungsteam nachgeht. Bei der Diskussion dieser Themen ist sein Alter ein Vorteil, denn „Kontextsensitive Tools“ und „Agile Methoden“ behandeln Fragestellungen von Möglichkeiten, die erst seit wenigen Jahren existieren.

Geboren und aufgewachsen ist Walid Maalej in der tunesischen Küstenstadt Sfax. Als einer der 20 besten Abiturienten seines Jahrgangs bekam er die Chance auf ein Stipendium in Frankreich, Deutschland oder Kanada. „Das zu bekommen, ist wie ein Sechser im Lotto“, schwärmt er. „Ein Notendurchschnitt von 1,0 reicht nicht – man

braucht auch noch Glück.“ Er wurde ausgewählt und entschied sich für Deutschland, denn die deutsche Kultur und Ingenieurskunst haben ihn schon früh fasziniert.

An der TU München studierte er Informatik und parallel dazu Technologiemanagement. Nach einem Jahr in Singapur promovierte Maalej und stand vor der wichtigsten Frage seines Lebens: beraten oder forschen? Walid Maalej entschied sich fürs Forschen. Es war die richtige Entscheidung: von academics wurde er zum Nachwuchswissenschaftler des Jahres gekürt, und außerdem mit dem ACM SIGSOFT Distinguished Paper Award ausgezeichnet. Gerade erhielt er von Microsoft Research die Auszeichnung „Software Engineering Innovation Foundation“ (SEIF-Preis). Seit eininhalb Jahren lebt, forscht und lehrt Maalej in Hamburg und betreut zehn Doktoranden.

Wir machen gerade viele Studien über Feedback zu Apps, damit Entwickler eine bessere Software entwickeln.

Walid Maalej

Ein zweiter Schwerpunkt seiner Forschung ist die Entwicklung „Adaptiver Systeme“. Ein Proband wird beispielsweise während seiner Handynutzung beobachtet und analysiert. Beispielsweise können daraus Rückschlüsse zur Verbesserung der Software gezogen werden. Dabei gibt es klare Anforderungen an die Privatsphäre, die „Privacy Requirements“, die Maalej demnächst auf einer internationalen Tagung in Indien präsentieren wird. Der Nutzer soll sehen, was über ihn gesammelt wird, und er soll Nein dazu sagen können. „Crowd Sourcing“, die Demokratisierung von Softwareentwicklung, ist ein weiterer Forschungsschwerpunkt. „Wir machen gerade viele Studien über Feedback zu Apps, damit Entwickler und Manager von Softwareteams daraus eine bessere Software entwickeln, die die Nutzerkommentare berücksichtigt.“

Die Theologin: Christine Büchner

Spazierengehen. Auf diese Art und Weise der Fortbewegung erschließt sich Christine Büchner gerne ihre Welt. Ihre neue Heimat Hamburg, aber auch ihr neues wissenschaftliches Betätigungsfeld. Denn die 43 Jahre alte Frankfurterin ist die erste Professorin für Katholische Theologie an der Universität Hamburg und wird den Studiengang für das Lehramt aufbauen.

Gerade schreibt die Theologin in ihrem noch recht kahlen Büro im Hauptgebäude am Dammtor an der Studienordnung. „Das ist eine große und reizvolle Aufgabe“, sagt Büchner. Denn wie man in Hamburg Katholische Theologie studiert, hat bisher noch niemand ausprobiert. „Ich finde hier für mein Fach keine traditionellen Uni-Strukturen wie zum Beispiel in Tübingen vor, wo ich auch drei Jahre gearbeitet habe“, sagt Büchner. „Aber dafür ist Hamburg eine große und internationale Stadt. Ich kann hier Akzente setzen.“

Mit rund 20 Studierenden rechnet sie für den Anfang. Dem Lehrstuhl werden außer Professorin Büchner drei wissenschaftliche Assistenten angehören. Ab dem Wintersemester können Lehramtsstudenten bis Sekundarstufe I sich auf dieses akademische Neuland in der Hansestadt wagen. Erstes Ziel ist der Bachelor-Abschluss. Außerdem wird es eine Ringvorlesung „Theologie im Gespräch“ für ein breiteres Publikum geben.

Büchner begreift Theologie als die Aufgabe, die christliche Glaubenstradition zu reflektieren und kritisch mit dem heutigen Denken zu vermitteln, neu in Worte zu fassen und um Begriffe zu ringen. „Ich möchte den Kern des Christentums zeitgemäß und im Diskurs mit den anderen Wissenschaften vermitteln – in erster Linie die Botschaft Jesu von einem Gott, dem es zentral um die Integration all derer geht, die es schwer haben im Leben.“

Um Begriffe ringen, sich mit Antworten nicht zufriedengeben – Christine Büchner sieht sich in der Tradition des Mittelalter-Mystikers Meister Eckhart (1260–1328), über den sie ihre mehrfach ausgezeichnete Doktorarbeit geschrieben hat. „Er hat die Frage nach Gott immer wieder neu gestellt, sein Denken nicht von vorläufigen Zwecken

bestimmen lassen; der Betriebsamkeit der Welt, der Menschen damals wie heute ihr Leben unterordnen, stellte er sein Leitmotiv ‚Leben ohne Warum‘ entgegen.“ In zwei Jahren soll, so Büchner, eine große Meister-Eckhart-Tagung in Hamburg stattfinden.

Ein wissenschaftlicher Austausch mit anderen Konfessionen und Religionen ist dringend notwendig.

Christine Büchner

Außerdem setzt Christine Büchner auf den Austausch mit den anderen Geisteswissenschaften und den interreligiösen Dialog. Vor allem die Religionen Indiens haben es der Wissenschaftlerin angetan. Dazu hat sie schon viel gearbeitet und eigens Sanskrit gelernt. In der Hansestadt ist ihr an einer guten Zusammenarbeit mit den Protestanten gelegen. „Zehn Prozent der Hamburger Bevölkerung sind katholisch, da ist auch ein wissenschaftlicher Austausch mit anderen Konfessionen und Religionen selbstverständlich und dringend notwendig.“ Und schließlich will Büchner, die auf eine katholische Schule ging und nach dem Studium der Theologie, Lateinischen Philologie und Germanistik in Frankfurt zunächst als Lehrerin arbeitete, auch die Theologie von Frauen in ihrer Fachrichtung, der systematischen Theologie, stärker sichtbar machen. „Ich bin froh, dass ich in einer Zeit hier anfangen darf, wo sich Neuaufbrüche in der katholischen Kirche auftun.“

Christine Büchner freut sich auf ihre neue Aufgabe, auch wenn ihr der Abschied aus Frankfurt schwerfällt. „Dort ist meine Heimat, und Hamburg ist erst einmal ungewohnt groß.“ Aber auch reizvoll, denn die Wissenschaftlerin hatte ebenfalls einen Ruf nach Koblenz, dem sie zugunsten der Hansestadt nicht gefolgt ist. Im April wird Christine Büchner mit ihrem Mann, dem Schriftsteller Andreas Maier, eine Wohnung in Uni-Nähe beziehen. Gemeinsam hat das Ehepaar ein Buch über das Spazierengehen geschrieben.

Der Strafrechtler: Florian Jeßberger

Die Prozesse gegen die RAF entfachten bei vielen Schülern Interesse an Politik und Strafverfolgung – bei Professor Florian Jeßberger legten sie einen Grundstein zu seiner beruflichen Laufbahn. Diese verlief äußerst erfolgreich im akademischen Dienst: Der promovierte Jurist ist seit verganginem Jahr Prodekan der Fakultät für Rechtswissenschaft und Leiter des Prüfungsamtes der Universität Hamburg. Ganz nebenbei leitet er als Geschäftsführer der Direktor das Institut für Kriminalwissenschaften der Universität Hamburg, ist Mitglied des Rates zu Fragen der Wissenschaftsethik des Akademischen Senats der Uni Hamburg und Mitglied des Justizprüfungsamtes beim Hanseatischen Oberlandesgericht.

„Mein normaler Job sind jedoch mein Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht, Internationales Strafrecht und Juristische Zeitgeschichte sowie meine Tätigkeit als Leiter der Abteilung Internationales Strafrecht und Strafrechtsvergleichung“, sagt der 43 Jahre alte Jeßberger.

Internationales Strafrecht ist seine besondere Leidenschaft. Darüber hält er Vorlesungen für die ungefähr 80 Studierenden der höheren Semester, die diese Vertiefung pro Jahr wählen. Auch korrigiert Jeßberger deren Examenshausaufgaben. Doch erwartet wird von ihm auch freiwilliger Einsatz bei der Korrektur der Klausuren aus dem Staatsteil des Juraexamens.

Bei diesen Prüfungen, die am Oberlandesgericht stattfinden, prüfen Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwältinnen und eben auch Hochschullehrer – denn sie bilden die Schnittstelle zur Ausbildung der zukünftigen Juristen. Dieser „freiwillige“ Stapel an handgeschriebenen Prüfungen ist ganz schön hoch: Rund 30 Klausuren mit bis zu 50 Seiten Inhalt müssen durchgearbeitet werden – Wort für Wort.

Gerade die internationalen Bezüge des Strafrechts und die Regeln des Völkerrechts, bei denen es um die Verantwortlichkeit von Einzelpersonen geht, beschäftigen Jeßberger. Das betrifft den Internationalen Strafgerichtshof und die UN-Kriegsverbrechertribunale wie auch die strafrechtliche Verfolgung von Whistleblowern und die Fragen zu de-

ren möglicher Auslieferung – wie zum Beispiel bei Julian Assange und Edward Snowden. Gelegentlich wird Prof. Jeßberger mit diesen sehr aktuellen Fragestellungen am European Center for Human and Constitutional Rights (ECCHR) konfrontiert, wo er als Beiratsmitglied tätig ist. Diese Nicht-Regierungsorganisation setzt sich für die Durchsetzung der Menschenrechte ein.

Ich bin äußerst dankbar für meinen Job, auch wenn ich gerne mehr Zeit zum Forschen hätte.

Florian Jeßberger

Der internationale Strafgerichtshof steht in letzter Zeit in der Kritik, weil er sich überwiegend mit afrikanischen Konflikten beschäftigt. Das ECCHR wird deshalb inzwischen selbst aktiv und reicht eigene Strafanträge ein. Im Januar beispielsweise forderte das Zentrum die Aufnahme von Ermittlungen gegen das britische Militär und den ehemaligen britischen Verteidigungsminister Geoff Hoon wegen systematischer Folter Gefangener im Irak.

Die hohe administrative Verantwortung durch seine Tätigkeit als Prodekan nimmt sehr viel Zeit in Anspruch, aktuell besonders durch die Einführung einer neuen Studienordnung. Als Kompensation dafür hält er nur halb so viele der Grundvorlesungen im Strafrecht für die 300 bis 400 Erstsemester als üblich. „Ich bin äußerst dankbar für meinen Job, auch wenn ich gerne mehr Zeit zum Forschen hätte. Aber es ist wunderbar, dass ich Seminare über Themen geben kann, die mir gerade besonders am Herzen liegen.“ Im Sommer dürfen sich seine Studenten über das Seminar „Kultur – Strafrecht – Religion“ freuen, dessen Fragen sich aktuell mit neuer Dringlichkeit stellen.

Doch jetzt steht eine Zugfahrt nach Berlin an, wo er ein zweites Büro hat – und wo der Vater von drei kleinen Kindern mit seiner Frau, einer promovierten Völkerrechtlerin, lebt. „Meine Arbeit ist äußerst familienkompatibel.“

MANUELA KEIL

Die Studentin Maria geht jeden Morgen an einem alten, efeuumrankten herrschaftlichen Gebäude vorbei. Wann wurde es gebaut, und was ist wohl seine Geschichte? Maria öffnet auf ihrem Smartphone die efoto-hamburg-App und macht ein Foto von dem Gebäude, das automatisch auf den Server geladen wird. Anhand spezieller Geo-Daten und Algorithmen verknüpft der Server Marias Foto mit allen relevanten Informationen in seiner Datenbank und bietet der Studentin dann verschiedene Einstiegspfade an, um mehr über das Gebäude zu erfahren.

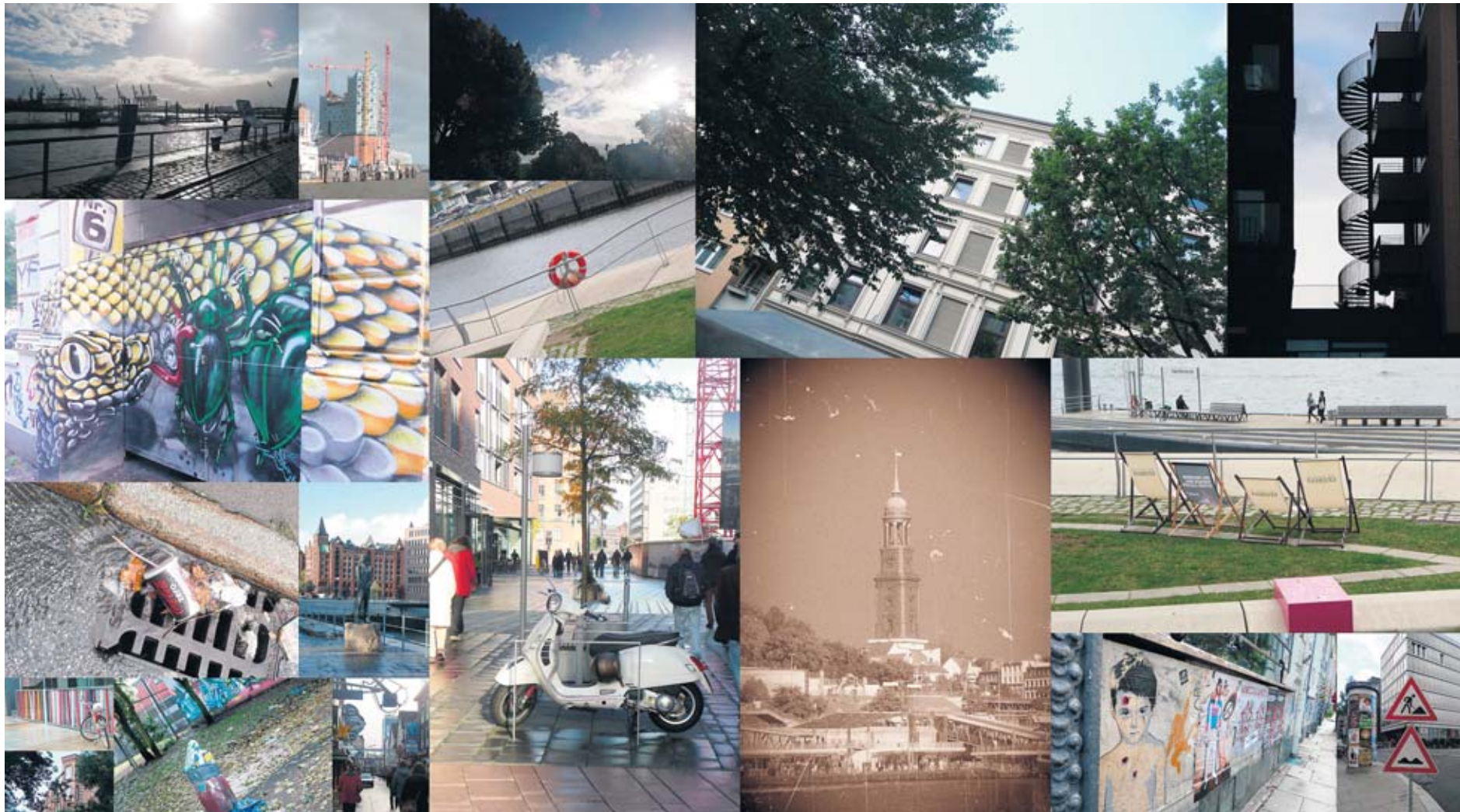
Diese Möglichkeiten reichen von einer Textdatei zur Geschichte des Gebäudes über einen Stadtrundgang, eine Audiodatei der Polizei zu einem Leichenfund in der Nähe des Gebäudes bis zu Verlinkungen mit anderen Archiven. So kann Maria zum Archiv des Magazins „Der Spiegel“ wechseln oder ihr Foto und weiteres Material vernetzen. Indem sie gefundene Daten kommentiert, ergänzt und korrigiert, kann sie Kultur in Hamburg mitgestalten. Zudem kann Maria mit anderen Usern der App, die sich für das Gebäude interessieren, chatten oder im Forum diskutieren und deren Beiträge kommentieren.

Noch ist dieses Szenario eine Vision, an deren Realisierung allerdings mit Hochdruck gearbeitet wird. Das Projekt efoto wurde von der Kulturbehörde der Hansestadt Hamburg initiiert und gefördert. Es ist eines von mehreren Projekten, die im Rahmen der eCulture Agenda 2020 konzipiert wurden. Das Vorhaben, das zum Ziel hat, die größte öffentliche Bilddatenbank Hamburgs aufzubauen, wird im Auftrag der Kulturbehörde von Professor Jan Christoph Meister wissenschaftlich geleitet, der am Institut für Germanistik arbeitet. Dort ist ebenfalls Projektmitarbeiterin Mareike Höckendorff tätig.

Dem Projekt liegt ein Kulturverständnis zugrunde, das zur Interaktion motiviert

„Mit dem Projekt efoto soll gezeigt werden, wie die interaktive Nutzung digitaler Medien und Services dazu beitragen kann, dass eine kulturelle Identität der Bewohner Hamburgs entsteht“, sagt Prof. Meister. „Fotos der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten wie auch Alltagsszenen sollen für die Bürger Hamburgs zu einem Anlass werden, die kulturelle Vielfalt der Metropole zu erleben und diese selbst aktiv mitzuprägen.“ Außer an Privatpersonen richte sich das Projekt an öffentliche Projektpartner wie auch kommerzielle Partner insbesondere aus der Medienbranche.

Derzeit befindet sich das Projekt in der Planungsphase, und es gibt noch keine efoto-Datenbank, sondern Einzeldatenbanken, die zunächst systematisch vernetzt und erweitert werden müssen. „Die Daten liegen alle noch auf den Servern unserer Projektpartner“, sagt Mareike Höckendorff, die den Kontakt zu den Partnern hält, zu Kulturbehörde, Denkmalschutzamt, Staatsarchiv, Geschichtswerkstätten und meh-



Die Stadt Hamburg mit ihren vielen Gesichtern und Gebäuden: mal prächtig, mal schäbig, laut oder ruhig, zuweilen überraschend und inspirierend Foto: collage efoto-projekt

rerer Museen. Ferner bearbeitet Höckendorff Rechercheaufträge, Bedarfsanalysen, macht Bestandsaufnahmen und erstellt Best-Practice-Modelle. „Außerdem betreue ich den efoto-Blog auf unserer Webseite, der demnächst freigeschaltet wird. Darin berichten wir von der Arbeit an der Konzeption von efoto.“

Die Datenbank efoto wird so konzipiert, dass sie einerseits den Ansprüchen professioneller Nutzer entspricht und andererseits möglichst vielfältige neue Nutzergruppen dazu anregt, sich Fotos zu eigen zu machen. Dabei soll diese Anreicherung nicht nur auf das bloße Anschauen beschränkt bleiben. „efoto möchte die Nutzer motivieren, erstens dem vorhandenen Bildmaterial eigenes neues hinzuzufügen und zweitens den Materialfundus durch Geschichten, Zusatzinformationen und Beschreibungen anzureichern“, sagt Meister. „Dies ist ein neuartiger Umgang mit Bildern und kulturellen Artefakten, der mit dem Stichwort Social Tagging bezeichnet wird.“ Dem Projekt liegt das Luhmannsche Kulturverständnis zugrunde. „Das bedeutet, wir begreifen Kultur als einen Themenvorrat, der zur Kommunikation anregt und zur Interaktion auf einer reflexiven Ebene motiviert“, sagt Meister. Eines der Hauptziele sei daher, von der Ebene der rein visuellen Stadtansichten zu einem Austausch darüber zu gelangen, was die Stadt Hamburg kulturell ausmacht.

Die Idee eines zentralen Ortes für die historischen Fotografiebestände der Stadt gab es seit vielen Jahren. Konkret entstand die Idee einer digitalen Bilddatenbank in der Kulturbehörde im Laufe des Jahres 2011 im Zusammenhang mit der für 2012 bis 2014 geplanten und zurzeit laufenden Digitalisierung des Bildarchivs des Denkmal-

Kultur mitgestalten

Die Datenbank efoto eröffnet völlig neue Möglichkeiten für Bürger, die kulturelle Vielfalt Hamburgs zu erleben und aktiv mitzuprägen

schutzamtes. „Das Konzept wurde dann Teil der eCulture Agenda 2020, mit der die Kulturbehörde den digitalen Zugang zum kulturellen Erbe der Stadt ermöglichen will“, sagt Gesamtprojektleiter Dr. Horst Scholz, der zugleich Referatsleiter für Informationstechnologie und digitale Projekte in der Kulturbehörde ist.

„Wir haben das Glück, dass wir zurzeit in einer sehr visionären Phase des Projektes sind. Alle Projektpartner sind höchst motiviert, an der efoto-Plattform mitzuarbeiten und diese nach den eigenen Bedürfnissen mitzugestalten“, sagt Mareike Höckendorff. Sie spricht jedoch auch eine Schwierigkeit an, die für viele Projektpartner in der noch undurchsichtigen Rechtslage zur Publikation von Bildmaterial im Internet liegt. „An der Überwindung dieser Hürde arbeiten wir gerade.“ Hierbei geht es um Urheber- und Verwertungsrechte, um Datenschutz, Medienrecht und Persönlichkeitsrechte. In der Praxis sei es häufig schwierig, so Höckendorff, die rechtliche Situation für konkrete Bilder zu klären. Manchmal sei zudem der Urheber unbekannt oder nicht mehr ermittelbar. Überdies müssen erkennbar abgebildete Personen ihre Zustimmung zu einer Veröffentlichung geben.

Und wie sieht die zeitliche Abfolge für das ambitionierte Projekt aus? „Kurzfristig wollen wir eine Methode zur digitalen Erschließung und Vermittlung kultureller Inhalte entwickeln“, sagt Scholz. „Hierzu wurde Prof. Meister von der Universität Hamburg beauftragt. Erkenntnisse, die sich seit Jahren im Bereich der digitalen Geisteswissenschaften (Digital Humanities) ergeben haben, auf den Gegenstandsbe- reich historische Fotografie anzuwenden. Darüber hinaus sollen digitale Zugangswege geschaffen werden, die nicht

nur Experten in die Lage versetzen, sich mit ihrem Wissen den riesigen Datenbestand zugänglich zu machen. Also intuitive, assoziative vielleicht spielerische Zugangswege, die Unschärfen einschleifen. Langfristig planen wir den Aufbau eines großen Bildspeichers für ganz unterschiedliche Nutzer: für Bildwissenschaftler, die sich mit der Macht von Bildern und deren Wirkungsweisen beschäftigen, für den Einsatz in Schulen und Museen, zur Sicherung der Bildinformationen, da das analoge Bild und die Negative – zum Teil noch Glasnegative – in ihrer Substanz häufig bedroht sind. Ebenso als Anreiz für soziale Kommunikation, denn relevant ist, worüber kommuniziert wird.“ Fotografie eigne sich wie kein zweites Medium dafür, sagt Scholz, „da wir alle selbst Fotografen sind. Und wir wollen digitale Produkte entstehen lassen, zum Beispiel thematische Websites, Apps für mobile Endgeräte, historische Stadteingänge, die mithilfe historischer Bilder Gegenwart und Vergangenes zusammenführen.“

Alle Features werden so entwickelt, dass sie sowohl als Webapplikation als auch auf mobilen Geräten im Rahmen der efoto-App betrieben werden können. Wie lange wird das Projekt laufen, und wann können die Bürger efoto nutzen? „Bislang ist das Projekt bis Ende 2016 angelegt, aber wir haben das Ziel, ein längerfristiges Geschäftsmodell zu entwickeln, das nach Auslaufen der Anschubfinanzierung durch die Kulturbehörde die nachhaltige Finanzierung sichern könnte. Sobald wir einen ersten Prototypen für eine mobile Applikation und eine Demoanwendung haben, planen wir eine Auftaktveranstaltung an der Universität“, sagt Meister.

Weitere Informationen auf www.efoto-hamburg.de

Das Netzwerk Stella Polaris: Stern am Wissenschaftshimmel

Bei einem Treffen in Odense/Dänemark haben die Rektoren von vier nordeuropäischen Universitäten (Universität Hamburg, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Syddansk Universität und Aarhus Universität) das Netzwerk STELLA POLARIS UNIVERSITIES ins Leben gerufen. Zwischen den Hochschulen besteht bereits seit 2011 eine enge Kooperation, die den Austausch von Wissenschaftlern und Studierenden sowie die Vorbereitung von Workshops, Summer Schools und gemeinsamen Forschungsvorhaben beinhaltet. Dafür stehen jährlich bis zu 200.000 Euro in einem Fonds zur Verfügung, an dem sich die Partner-Universitäten mit jeweils 50.000 Euro pro Jahr beteiligen.

Wissenschaftler aus den Bereichen Geistes-, Sozial- und Rechtswissenschaften, den Naturwissenschaften sowie aus der Medizin wurden 2013 unterstützt. Unter Federführung der Universität Hamburg war darunter zum Beispiel die Vorbereitung von Projekten zum lebenslangen Lernen, zur Gesundheitsökonomie, zur Islamwissenschaft oder zum Wohlfahrtsstaat. Die bislang erfolgreiche Zusammenarbeit war der Anlass, das Projekt nicht nur mit einem neuen Abkommen zu festigen, sondern ihm in Anlehnung an die lateinische Bezeichnung für den Polarnamen einen neuen Namen zu geben. (HA)

Neue DIN-Spezifikation als Leitlinie für mobile Assistenzsysteme

Ein guter Technischer Kundendienst ist heute für Unternehmen ein entscheidender Faktor für Kundenzufriedenheit und wirtschaftlichen Erfolg. Umso wichtiger ist es, die Servicetechniker mit allen Informationen auszustatten, die sie für ihre Arbeit benötigen – zum Beispiel durch eine entsprechende Applikation (App) auf mobilen Endgeräten wie Smartphones oder Tablet Computern. Wie eine solche App beschaffen sein muss, haben Wissenschaftler unter der Leitung von Prof. Dr. Markus Nüttgens (Direktor des HARCIS – Hamburg Research Center for Information Systems, Universität Hamburg) und HiTeC (Hamburger Informatik Technologie-Center e.V.) jetzt gemeinsam mit dem DIN Deutsches Institut für Normung e. V. erarbeitet. Die sogenannte DIN-Spezifikation bietet Unternehmen einen Leitfaden, wie man eine solche App gestalten und einsetzen kann.

Der Leitfaden beinhaltet 16 Anwendungsszenarien, in denen die App im Technischen Kundendienst bei Installationen, Wartungen oder Reparaturen genutzt werden kann. Dazu gehören z. B. die Auftragserfassung und -dokumentation oder das Abrufen der Kundendaten, aber auch die Bereitstellung von Anleitungen, Servicehandbüchern und Berichten sowie von Informationen über Preise und Ersatzteile. (HA)

ANZEIGE

Hamburger

LOBEN DEN TAG NICHT VOR DEM

Abendblatt

abendblatt.de

Hamburger Abendblatt
Tausende Möwen auf dem Dach
Halle in Moorfleet beherbergt riesige Brutkolonie Seite 17

Bundesregierung: Kein Asyl für Enthüller Snowden
Otto die Ex-Agentin
Abhe...

DEIKE UHTENWOLDT

Eine Flut von E-Mails, das Orkantief Xaver im Anmarsch und Brigitte Röder auf der Heimreise im Zug: Nein, der 5. Dezember 2013 war ganz gewiss kein Tag wie jeder andere für die Neurowissenschaftlerin und bleibt für immer in ihrem Gedächtnis. Als kurz hinter Würzburg die Internetverbindung zusammenbrach, wusste die Professorin der Universität Hamburg immerhin schon, dass sie einen bedeutenden Preis gewonnen hatte. „Ich habe erst nach und nach realisiert, dass ich Leibniz-Preisträgerin geworden bin.“ So zügig wie die Anrufer und Mails zu ihr durchkamen und so stockend wie der ICE sich durch den Sturm bewegte. „Aber bis heute weiß ich nicht, wer mich dafür vorgeschlagen hat“, sagt Röder.

Der Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis wird jährlich von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) verliehen. Er geht an herausragende Wissenschaftler, die in Deutschland tätig sind und von administrativem Aufwand entlastet werden sollen. Für die Förderung kann man sich nicht bewerben, sie wird nur auf Vorschlag Dritter gewährt und ist mit bis zu 2,5 Millionen Euro pro Preisträger hoch dotiert. „Das ist die höchste Auszeichnung, die ein Wissenschaftler in Deutschland erhalten kann. So eine Art deutscher Nobelpreis“, meint Prof. Dieter Lenzen. Deshalb griff er damals auch sofort zum Telefon, um die Neurowissenschaftlerin zu beglückwünschen.

Für den Präsidenten der Uni Hamburg ist der Preis auch eine Bestätigung erfolgreicher Kompetenzbildung: Die Neurowissenschaften sind einer der Forschungsschwerpunkte von Deutschlands viergrößter Universität. Dabei geht es um die Verbindung von Psychologie und Medizin zur „Erkundung einer der letzten unbekanntesten Territorien unserer Existenz, dem Gehirn“, sagt Lenzen. „Die Forschungsschwerpunkte der Universität stehen für Interdisziplinarität, Internationalität, Forschungskooperation sowie Leistungsstärke, welche sich wiederum in Preisen und Auszeichnungen manifestiert.“

Von den 30 Wissenschaftlern im Team von Brigitte Röder sind 21 Frauen

Wie im Fall Brigitte Röder – wobei die Professorin stets betont, dass der Preis Teamarbeit sei: „Ich erhalte den Preis stellvertretend für die BPNler.“ Die Abkürzung BPN steht für den Arbeitsbereich Biologische Psychologie und Neuropsychologie an der Universität Hamburg, den Brigitte Röder leitet. 30 Wissenschaftler, davon 70 Prozent Frauen, beschäftigen sich hier mit Fragen, wie das menschliche Gehirn durch Erfahrung geformt wird, wie sich die Sinne verändern, wenn ein Sinnessystem fehlt und später wieder verfügbar ist, und wie man die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Gehirns im Erwachsenenalter fördern kann. Die Forscher sprechen von Neuroplastizität, die sie mit Hirnstrommessungen (EEG) oder bildgebenden Verfahren wie der Kernspintomografie untersuchen. „Mit unserer Forschung sind wir nicht immer konventionellen Wegen gefolgt“, sagt die Professorin. Umso mehr freue sie sich über die Auszeichnung. „Das ist ein gutes Signal für meine Mitarbeiter: Wir sind auf dem richtigen Weg.“

Höchste Auszeichnung für die Hirnforscherin

Leibniz-Preisträgerin **Brigitte Röder** ist Expertin für unser Denkgorgan

Nicht immer gab es diese Signale: „Zu Beginn meiner Promotion riet man mir davon ab, mich weiter mit den kompensatorischen Leistungen blinder Menschen zu befassen. Damit könne man keine Karriere machen.“ Brigitte Röder hielt dennoch an ihrem Thema fest: „Einfach, weil es mich interessiert hat.“ Sie selbst sei ein ausgesprochen visueller Typ: „Ich denke und lerne in Bildern.“ Umso mehr haben sie die anderen Sinne, das Tasten und Hören, fasziniert. „Es ist enorm, welche Leistungsfähigkeit blinde Menschen entwickeln können. Wie muss sich das Gehirn verändern, damit dies möglich ist?“

Eine finanzielle Absicherung macht frei für riskantere Projekte und Innovation

Das Herausarbeiten eigener Interessen, die Prüfung wissenschaftlicher und alternativer Karrierewege und schließlich das konsequente Verfolgen eigener Ziele sind Vorgehensweisen, die Röder den Nachwuchskräften ans Herz legen möchte. Am besten sei es, schon als Bachelor in Forschungsprojekten mitzuarbeiten, um die eigenen Schwerpunkte auszuloten. „Die Begeisterung trägt über steinige Strecken“, weiß die Langstreckenläuferin. Und die gehörten ebenso wie Frustrationsergebnisse zur modernen Forschung dazu: „Die Publikation der gesammelten Daten ist oft mühsam.“

Bis zu Röders Forschungsstipendium in den USA Mitte der 90er-Jahre war überhaupt nicht klar, ob die Psychologin eine wissenschaftliche Karriere wagen sollte. Doch dann war sie in-

fiziert von dem Virus der Grundlagenforschung. Zurück an der Universität Marburg, bekam sie nicht nur mehrere nationale und internationale Auszeichnungen, sondern auch die Leitung einer der ersten Emmy Noether-Nachwuchsgruppen (siehe Kasten), bevor sie 2003 dem Ruf an die Universität Hamburg folgte. Hier holte Röder 2010 den Advanced Grant des Europäischen Forschungsrats ERC. Eine finanzielle Absicherung mache zusätzlich frei für echte Innovation: „Man beginnt riskantere Projekte und kann Neues entdecken.“

Genau diese Freiheit der Forschung und Lehre will der Leibniz-Preis ermöglichen. Weder Anträge noch Zwischenbegutachtungen oder Berichte seien damit verbunden, betonte DFG-Präsident Peter Strohschneider bei der Preisverleihung: „Sie dürfen dem Eigensinn Ihrer Erkenntnisprozesse folgen, auch für das schwer oder gar nicht kalkulierbare. Aber dies doch nur, weil die, die den Preis finanzieren und verleihen, sehr zuversichtlich sind, dass Sie genügend Selbstzwänge entwickeln.“

In der Tat hat das Team um Brigitte Röder einiges vor: Nach Indien reisen und Patienten untersuchen, die für viele Jahre mit angeborenem Grauen Star erblindet waren, hinterfragen, wie Fehlentwicklungen nachträglich korrigiert werden können und eine neue Fakultät für Psychologie und Bewegungswissenschaft an der Universität Hamburg aufbauen. Nur eine Frage bleibt für Röder weiterhin offen: Wer sie für den Preis empfohlen hat. „Das ist vertraulich“, sagt DFG-Sprecher Marco Finetti.

Preise für Nachwuchs und Spitzenkräfte

Leibniz-Preis und Advanced Grant des Europäischen Forschungsrats ERC sind ungefähr gleich hoch dotiert und millionenschwer. Der Unterschied liegt im Vergabeverfahren und in der nationalen Beschränkung des Leibniz-Preises: Für ihn wird man vorgeschlagen, für den ERC bewirbt man sich mit einer Projektskizze selbst.

Der Advanced Grant richtet sich an erfahrene Spitzenkräfte. Im vergangenen Jahr haben ihn drei geisteswissenschaftliche Forschungsprojekte der Universität Hamburg und ein Nanophysiker neu verliehen bekommen. Der „Sy-

nergy Grant“ für die Zusammenarbeit zwischen universitärer und außeruniversitärer Forschung ging an vier Wissenschaftler des Deutschen Elektronen-Synchrotrons (Desy), der Universität Hamburg und Arizona State University.

An Nachwuchswissenschaftler richten sich die ERC Exzellenzprojekte „Starting Grant“ und „Consolidator Grant“, die junge Talente an europäischen Hochschulen halten will. Beide Auszeichnungen gingen an Laserphysiker der Uni Hamburg.

Zu den Programmen der EU gehört auch das

Marie Curie-Programm: Es fördert seit 2013 beispielsweise ein Erstausbildungszentrum am Institut für Politikwissenschaft, an dem 13 weitere Partner aus Wirtschaft und Wissenschaft beteiligt sind. Dagegen ist das Emmy Noether-Programm ein Instrument der DFG, das dem wissenschaftlichen Nachwuchs einen Weg zu früher wissenschaftlicher Selbstständigkeit und zur Befähigung als Hochschullehrer ermöglichen will, indem die Leitung einer Nachwuchsgruppe gefördert wird. (uht)

www.bpn.uni-hamburg.de
www.erc.europa.eu/about-erc
www.dfg.de/index.jsp



Neuropsychologin Brigitte Röder befasst sich mit der Leistungsfähigkeit des Gehirns und erhielt den wichtigsten deutschen Wissenschaftspreis. Foto: Heiner Köpcke

VERANSTALTUNGSREIHE

Vorlesungswesen bietet 28 Themen mit 300 Terminen

Die Uni hat ab 1. April im Allgemeinen Vorlesungswesen 28 verschiedene Themen mit insgesamt 300 Terminen im Programm. Darunter sind so spannende Titel wie „Macht Krankheit Sinn?“, „Jenseits der Geschlechtergrenzen“, „Sprachen der Welt“, „Spaniens Städte“, „Wahrheit, Wissen, Gründe“, und „erleben, erleiden, erstreiten“. Ein Einstieg in die Vorlesungen ist jederzeit möglich. Der Eintritt ist frei. Weitere Informationen im Internet auf www.uni-hamburg.de/av

PHILOSOPHIE

Forschungspreis für Professor Kit Fine eingeworben

Dem Fachbereich Philosophie an der Universität Hamburg ist es gelungen, einen Anneliese Maier-Forschungspreis der Alexander von Humboldt-Stiftung mit einem Preisgeld von 250.000 Euro für Professor Kit Fine einzuwerben. Der britische Philosoph Kit Fine, der an der New York University forscht und lehrt, gilt als einer der weltweit bekanntesten und einflussreichsten Philosophen im Bereich der Logik, der Sprachphilosophie und der Metaphysik.

SCHENKUNG

Lebendmaske von Emil Artin wird aufgestellt

Er war einer der herausragenden Mathematiker des 20. Jahrhunderts und ein brillanter akademischer Lehrer: Emil Artin (1898-1962) lehrte und forschte bis zu seiner Zwangsenteignung durch die Nationalsozialisten 1937 und von 1958 bis 1962 an der Hamburger Universität. Jetzt hat die Familie Artin der Universität die Lebendmaske des bedeutenden Wissenschaftlers als Schenkung überlassen. Bei ihrer Aufstellung waren auch zwei Kinder und drei ehemalige Studierende Artins anwesend.

KRIMINALFALL

Toter Student treibt im Ententeich

Im Ententeich – direkt vor dem Audimax der Universität Hamburg – treibt ein toter Jura-Student, und Kriminalkommissar Christoph Schönlieb steht vor schwierigen Ermittlungen. Im Roman „Die Prüfung“ von Kristian Schlüter ist die Universität Hamburg Schauplatz eines Mordes. Der Autor hat selbst an der juristischen Fakultät studiert und mit seinem Debütroman, der im Piper-Verlag erschienen ist, einen echten Unikrimi abgeliefert. Das Rahmen-thema ist die zunehmende Einnahme von leistungssteigernden Drogen zur Bewältigung des hohen Lernpensums (304 Seiten, ISBN: 978-3-492-30234-0, 9,99 Euro).

RE-AUDITIERUNG

Uni bleibt familienfreundliche Hochschule

Die Universität Hamburg bietet familiengerechte Arbeits- bzw. Studienbedingungen. Sie erhält erneut das Zertifikat „audit familiengerechte hochschule“ von der berufundfamilie gGmbH. Im Jahr 2010 hatte sich die Universität Hamburg zum ersten Mal beworben und die Auditierung schon einmal erfolgreich abgeschlossen.

UNI-STRUKTUR

Zwei neue Fakultäten an der Universität

Die Universität Hamburg besteht seit dem 1. Februar 2014 aus acht statt bisher sechs Fakultäten: Psychologie und Bewegungswissenschaft wurden als neue Fakultät aus der bisherigen Fakultät Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft herausgelöst. Außerdem entstand die Fakultät für Betriebswirtschaft durch Herauslösung des Fachbereichs Betriebswirtschaftslehre aus der Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Eine externe Expertengruppe hatte angeregt, die Größe und Zahl der Fakultäten zu überdenken, um das Profil kleinerer Einheiten zu schärfen. Von April bis Juli 2013 wurden diese Empfehlungen in der Universität diskutiert und Argumente für und gegen eine Veränderung der Fakultätenstruktur zusammengetragen. Über eine Online-Befragung beteiligten sich daran mehr als 3000 Universitätsmitglieder. Mit Beschlüssen von Akademischem Senat und Hochschulrat zu einer neuen Grundordnung wurde die Gründung der zwei neuen Fakultäten möglich.

Der Blaue Heinrich und seltene Krankheiten in Wachs

Im Medizinhistorischen Museum tauchen Besucher ein in **150 Jahre Medizingeschichte Hamburg** und nehmen starke optische Eindrücke und viele Erkenntnisse mit

CHAN SIDKI-LUNDIUS

Es gibt viele Gründe, die Dauerausstellung „Die Geburt der modernen Medizin“ im Medizinhistorischen Museum auf dem Gelände des Universitätsklinikums Eppendorf zu besuchen. Ein Grund für einen Rundgang ist der historische, originalgetreu rekonstruierte Sektionssaal der ehemaligen Pathologie, wo noch bis 2006 auf den Tischen aus massivem Gestein Leichen seziiert wurden. Wer einen schummerigen Raum im Untergeschoss erwartet, wird hier eines Besseren belehrt. Denn der große Raum ist lichtdurchflutet, das Tageslicht strömt durch eine gläserne Decke und riesige Seitenfenster herein.

Die acht kargen, in zwei Reihen angeordneten Sektionstische reichen völlig aus, um sich vorzustellen, wie Pathologen, Anatomen und Präparatoren in diesem Saal ab 1926 jährlich bis zu 2000 Leichen geöffnet haben, um natürliche wie unnatürliche Todesursachen zu ergründen. „Das einmalige Raumerlebnis lädt Besucher dazu ein, sich mit der Endlichkeit des Lebens auseinanderzusetzen“, sagt die Kuratorin des Medizinhistorischen Museums, Dr. Antje Zare. Sie hatte maßgeblichen Anteil an der Entstehung der eindrucksvollen Ausstellung, die anhand von Objekten, Präparaten, Plakaten, Filmen oder Einzelschicksalen 150 Jahre Hamburger Stadt- und Medizingeschichte Revue



Dr. Antje Zare, Kuratorin des Medizinhistorischen Museums. Foto: UKE

passieren lässt: von der Entwicklung der Mikroskopie über andere medizintechnische Meilensteine bis hin zur Geschichte der Krankenhaus-Pflege. Dabei hat auch die authentische Umgebung selbst Seltenheitswert: 2011 erhielt das Gebäude, das von dem legendären Hamburger Baudirektor Fritz Schumacher entworfen wurde, die Würdigung „Baudenkmal von nationaler Bedeutung“. Verantwortlich für das Medizinhistorische Museum ist das Institut für Geschichte und Ethik der Medizin am UKE, das von Prof. Heinz-Peter Schmiedebach geleitet wird.

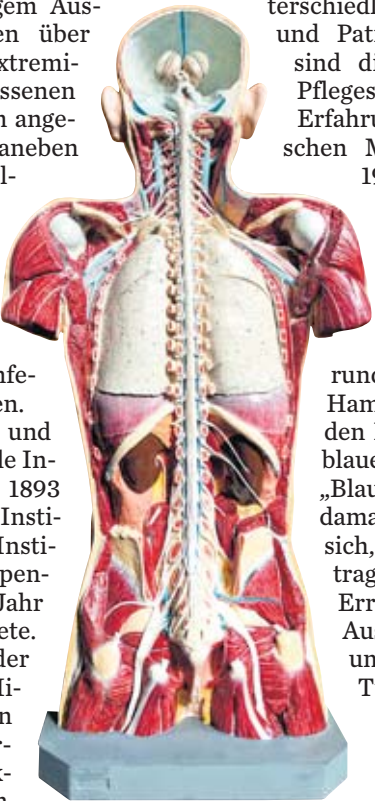
Im Zentrum der Ausstellung, die durch mehrere Räume zu speziellen Themen führt, steht unter anderem die Stadt Hamburg, die als Hafen- und Handelsstadt im Laufe ihrer Geschichte immer wieder mit ganz besonderen medizinischen Herausforderungen konfrontiert war. Denn mit den Waren- und Menschenströmen kamen etliche Krankheiten nach Hamburg – so auch die oft als Lustseuche oder Franzosen-

krankheit bezeichnete Syphilis. Der Ausstellungsbereich „Krankheiten in Wachs“ lenkt den Fokus auf diese Seuche. Dort werden Wachsobjekte, sogenannte Moulagen, gezeigt. Sie verdeutlichen, unter welchen Symptomen an Syphilis Erkrankte leiden – von kleinen Blasen, großflächigem Ausschlag und Geschwüren über Schwellungen an den Extremitäten bis hin zur zerfressenen Schädeldecke und einem angegriffenen Gehirn. Daneben kann man in der Ausstellung einiges über die Herstellung von Wachsmodellen erfahren, die lange Jahre als Lehr- und Anschauungsmittel in Hörsälen oder auf Konferenzen eingesetzt wurden.

Im Raum „Hafen und Medizin“ erhält man viele Informationen über das 1893 eingerichtete Hygiene-Institut und das ehemalige Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, das im Jahr 1900 seine Pforten öffnete. Ebenso interessant ist der Raum „Blicke in den Mikrokosmos“. Er führt in die Technik und Bildwelt der Licht- und Elektronenmikroskopie ein.

In eine völlig andere Atmosphäre taucht man im Ausstellungsbereich „Kosmos Krankenhaus“ ab. Hier wird der Alltag im Krankenhaus vor etwa 100 Jahren geschildert. Historische Fotos und Exponate veranschaulichen die Arbeits- und Lebenswelt der unterschiedlichen Berufsgruppen und Patienten. Sehr spannend sind die Schilderungen einer Pflegeschülerin, die von ihren Erfahrungen auf einer urologischen Männerstation im Jahr 1944 berichtet.

Sehenswert ist auch der Raum „Krankheit und Stadt“. Dort geht es zum Beispiel um die verheerende Cholera-Epidemie, die 1892 rund 8600 Todesopfer in Hamburg forderte. Unter den Exponaten ist auch eine blaue Spuckflasche: Den „Blauen Heinrich“ hatten damals viele Hamburger bei sich, denn er sollte die Übertragung des Tuberkulose-Erregers verhindern. In der Ausstellung geht es außerdem um die Lungenkrankheit Tuberkulose, die in den



Besucher sehen, wie der Mensch von innen aussieht. Foto: Museum

1920er-Jahren in Hamburg weit verbreitet war, um Geisteskrankheiten, die auch im Zentrum der menschenverachtenden Politik der Nationalsozialisten standen. Es wird die Geschichte der Irma Sperling erzählt. Das geistig behinderte Mädchen wurde 1943 in eine Heilanstalt nach Wien deportiert, wo sie mit medikamentösen Überdosierungen gequält und schließlich ermordet wurde – im Alter von 13 Jahren.

Außerdem erhält der Besucher spannende Einblicke in die Geschichte des Medizinstudiums. Besonders großen Unterhaltungsfaktor hat der Lehrfilm über den Muskelmann Wilhelm Emter aus dem Jahr 1925. Er führt an seinem höchst durchtrainierten Körper das Spiel einzelner Muskeln und Muskelgruppen vor – absolut sehenswert. Man muss kein Medizinstudent sein, um das einzigartig zu finden.

Weitere Informationen:

Die Geburt der modernen Medizin. Medizinhistorisches Museum Hamburg, Fritz Schumacher-Haus am UKE, Gebäude N30b, Martinistraße 52, Seiteneingang Frickestraße/Ecke Schedestraße
Telefon: 040/7410-57172
Internet: www.uke.de/medizinhistorisches-museum
Öffnungszeiten: Mittwoch, Freitag und Samstag: 14 bis 18 Uhr, Sonntag: 12 Uhr bis 18 Uhr
Eintritt: Erwachsene: 5 Euro, ermäßigt 3 Euro. Wegen der Wirkung einiger Exponate wird empfohlen, dass Jugendliche unter 16 Jahren die Ausstellung in Begleitung von Erwachsenen besuchen.

So romantisch sieht der Bauerngarten im Sommer aus
Fotos: Andreas Laible (4), Botanischer Garten



Überall auf der Anlage sieht man bereits jetzt viele blühende Blumen

Die Pflanzen blühen dieses Jahr früher im **Botanischen Garten** in Klein Flottbek. Ein Besuch an diesem schönen Ort lohnt deshalb umso mehr

Eine Oase

SOPHIE LAUFER

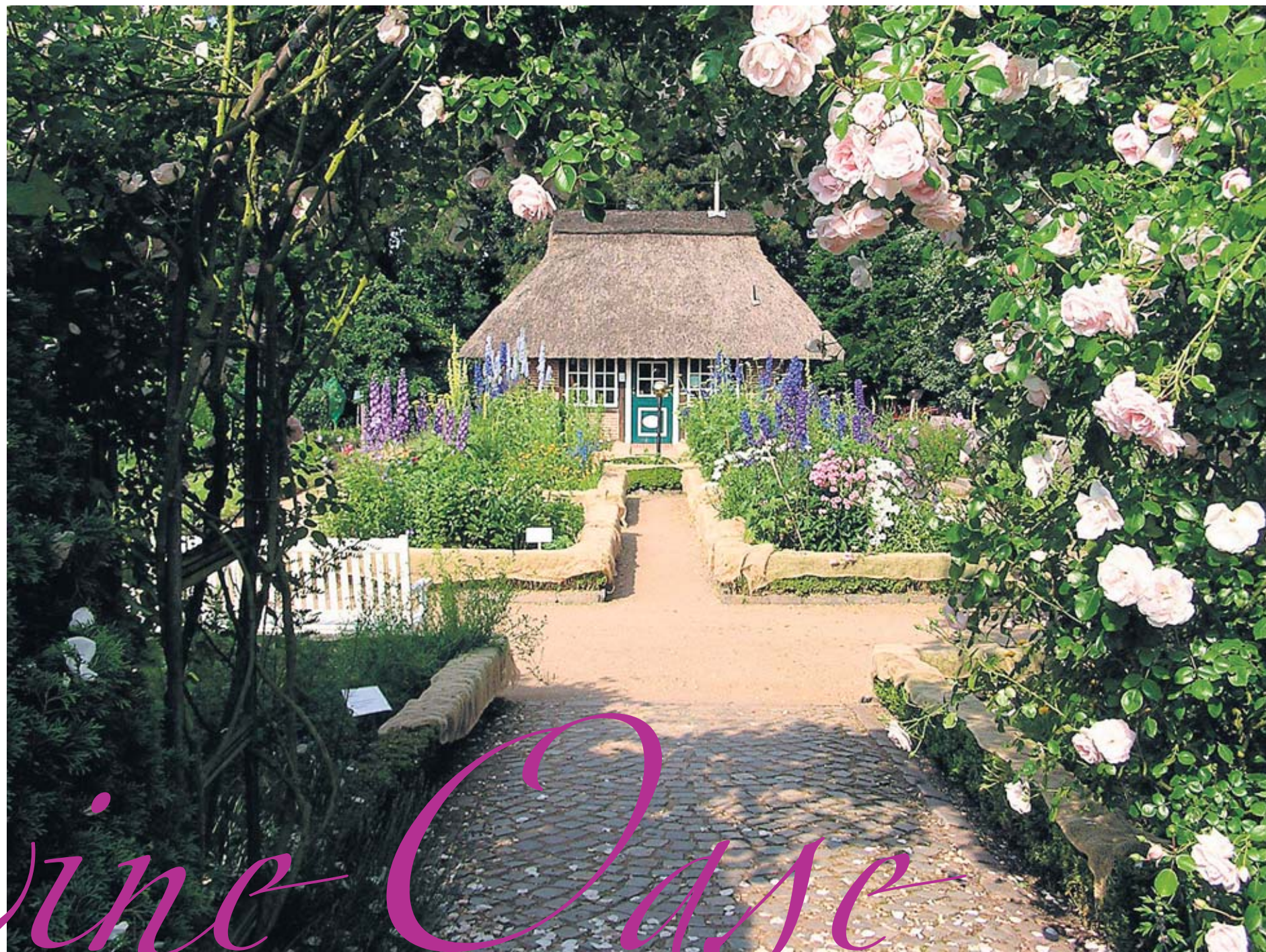
Nur wenige Meter nach dem Passieren des Eingangstores hat man den Eindruck, in einer anderen Welt zu sein. Schwer vorstellbar, dass dieser wunderschöne, riesige Park mitten in einer Großstadt liegt. Vögel zwitschern, die Luft ist klar und frisch. Stille herrscht hier in Klein Flottbek. Das kratzende Geräusch einer Harke oder Schaufel ist zu hören, ein Gärtner kommt um die Ecke und grüßt freundlich. Hin und wieder sieht man in der Ferne Besucher über die Wege laufen.

Nur eines stört die Idylle an diesem Tag. Die großen Flugzeuge ziehen auf ihrem Weg nach Fuhlsbüttel über die Anlage, ihre Turbinen sind deutlich zu hören. „Das ist nur bei bestimmten Witterungsverhältnissen so“, sagt Carsten Schirarend sofort. „Dann allerdings können sie so laut sein, dass sie bei unseren Führungen richtig stören.“ Der freundliche Mann mit dem angegrauten Bart ist wissenschaftlicher Leiter des Botanischen Gartens in Klein Flottbek, der seit 2012 Loki-Schmidt-Garten heißt, und führt nicht ohne stolz durch die große, gepflegte Anlage.

Durch die Stürme hat der Botanische Garten einige wertvolle Bäume verloren

Die ist in diesem Frühling besonders eindrucksvoll. Durch den milden Winter blühen schon viele Blumen, die ersten Blätter sind bereits grün. „Wir stellen fest, dass die Natur sicherlich sechs Wochen weiter ist als im vergangenen Jahr“, sagt Schirarend. Der Vergleich hinke aber natürlich ein bisschen, gibt er dann zu. „Schließlich war der vergangene Winter besonders hart. „Verglichen mit einem typischen norddeutschen Winter, sind wir im Moment etwa vier Wochen voraus.“ Am Bienenstock in der Nähe des Bauerngartens herrscht bereits reger Betrieb. „Ja, auch die Tiere sind deutlich aktiver als im vergangenen Jahr“, sagt Schirarend im Vorbeigehen und lacht. Die Besucherzahlen würden ebenfalls den milden Winter widerspiegeln. „In den ersten drei Monaten hatten wir doppelt so viele wie in den vergangenen Jahren“, sagt der wissenschaftliche Leiter und freut sich sichtlich. So könne es gern weitergehen.

Allerdings, der vergangene Herbst und Winter haben dem Botanischen



mitten in der Stadt

Garten zugesetzt, wenn auch nicht durch Frost, Eis und Schnee. Ein Stück weiter ragt ein großer Baumstumpf aus dem Boden. „Die starken Stürme im Herbst haben viel kaputt gemacht. 18 Bäume haben wir verloren“, sagt Schirarend. „So viel wie lange nicht.“ Mit dabei seien leider auch ein paar wertvolle Gehölze gewesen.

Weiter geht es zur neuen Anlage des Botanischen Gartens, der sogenannten phylogenetischen Uhr. Sie ist der ganze Stolz von Schirarend. In der wie ein Zifferblatt gestalteten Anlage sollen sowohl die Verwandtschaft der Pflanzengruppen als auch ihre Entwicklungsgeschichte dargestellt werden. „Diese Anlage ist bisher einmalig in Deutschland“, sagt Schirarend. „Und ich muss zugeben, der Ansatz ist schon ziemlich anspruchsvoll.“ Deshalb sollen ausführliche Hinweisschilder an jedem Beet den Besuchern die Beete und ihre Anordnung genau erklären.

Die Pflege der Beete und Wege wird von freiwilligen Helfern unterstützt

Den Anfang macht bei null Uhr der Ginkgo-Baum. „Er ist die älteste lebende Samenpflanzenart, die uns bekannt ist.“ In Gruppen, nach Familien geordnet, folgen dann die anderen Büsche, Bäume, Sträucher oder Blumen, zeitlich nach einander. So kommen bei ein Uhr die nächst jüngeren Pflanzen. „Sie stehen in Ordnungen zusammen“, sagt Schirarend, „damit auch gleich die Verwandtschaften ersichtlich sind.“ Jeder Sektor der phylogenetischen Uhr ist für eine größere Gruppe der heute lebenden Pflanzen reserviert. Die Anlage wurde im vergangenen Sommer eröffnet. Für dieses Jahr hofft Schirarend, dass sich der Bewuchs weiter gut entwickelt und mehr Besucher anzieht.

Besucher anlocken soll auch eine ganz besondere neue Ausstellung. Am 16. März wurde PhytoArtis im Loki Schmidt Haus eröffnet. Die Illustratorin Stephanie Böhm hat verschiedene Heilpflanzen auf großformatige Leinwände gemalt, die hier aufgehängt sind. Das Besondere: Die Pflanzen werden auch im Original im Apothekergarten des Botanischen Gartens gezeigt. Kleiner Schilder weisen den Besuchern den Weg zu ihnen. „Ich habe mich für meine Masterarbeit mit Heilpflanzen beschäftigt“, sagt Stephanie Böhm über ihre Werke und das Projekt. „Und dann entstand die Idee dieser Ausstellung mit



Kakteen im Wüstengarten des Botanischen Gartens in Klein Flottbek



Stephanie Böhm vor einem ihrer Bilder aus der Ausstellung PhytoArtis



Die neue Anlage des Botanischen Gartens, die phylogenetische Uhr, ist wie ein Zifferblatt gestaltet



Carsten Schirarend, wissenschaftlicher Leiter des Botanischen Gartens Hamburg

meinen Bildern.“ Sie sei stolz auf den Vergleich der Pflanzen im Garten mit ihrer Malerei und den Abbildungen aus dem „Hamburger Herbarium“, der im Botanischen Garten umgesetzt werden konnte, sagt sie. Der „Hamburger Herbarium“ ist ein Band aus dem 16. Jahrhundert, der in der Bibliothek des Botanischen Gartens gefunden wurde und ebenfalls in der Ausstellung zu sehen ist. „Hier wurden die Kräuter per Selbstdruck abgebildet. Wir zeigen jetzt die historischen Bilder neben meinen.“ Bis Ende November werden die historischen und modernen Werke noch im Loki Schmidt Haus zu sehen sein.

Auffallend viele Gärtner sind in diesen Tagen auf der weitläufigen Anlage unterwegs. Frühlingsarbeiten sind angesagt. Doch der erste Eindruck

täuscht, sagt Schirarend. Einige von diesen Helfern sind Freiwillige, die in ihrer Freizeit den Botanischen Garten pflegen. „Wir haben etwa 30 Angestellte, die sich um das öffentliche Freigelände kümmern. Und etwa 50 aktive sogenannte Gartenpaten, die sich hier engagieren.“ Die Beete harken, Unkraut jäten oder einfach Wege fegen. Organisiert werde deren Arbeit über einen Förderverein. „Ohne die Hilfe dieser engagierten Hamburger könnten wir die pflegeintensiven Beete nicht in einem solch guten Zustand halten, wie sie jetzt sind“, ist sich Schirarend sicher.

„Am Anfang waren wir skeptisch, ob die Idee der Patenschaften funktioniert“, so der wissenschaftliche Leiter. „Mittlerweile geht es gar nicht mehr ohne die Helfer.“ Er sei nach wie vor überwältigt von dem Engagement der Männer und Frauen. „Einige sind hier beinahe täglich auf der Anlage unterwegs.“ Einen so aktiven Förderverein wie den in Hamburg gebe es in ganz Deutschland nicht. So werde unter anderem auch der kleine Gartenshop, der in einem Reetdachhaus im Bauerngarten untergebracht ist, von den Freiwilligen betrieben.

Veranstaltungen und Führungen

Im Botanischen Garten werden regelmäßig Führungen angeboten. Heike Wiese wird am Sonntag, den 13. April, ab 10 Uhr über das Thema „Unkräuter erkennen, nutzen und begrenzen“ sprechen. Dazu heißt es auf der Internetseite des Botanischen Gartens: „Auf einer Exkursion durch den Botanischen Garten schauen wir, was an wilden Kräutern wächst. Wir gehen folgenden Fragen nach: Wie kann man sie nutzen und – damit sie nicht überhand nehmen – umwelt-schonend begrenzen?“

Am Freitag, den 11. April, bietet Thomas Schmidt vom NABU Hamburg ab 18 Uhr eine vogelkundliche Führung an. Hierzu heißt es: „Welche Vogelarten sind im Botanischen Garten der Universität Hamburg zu erwarten? In den vergangenen Jahren konnten mehr als 50 Vogelarten nachgewiesen werden. Besonders erwähnenswert sind ein Mäusebussard-Paar beim Brutgeschäft, als Gäste Austernfischer (eigentlich Nordseevögel, die jedoch zum Beispiel auf dem Flachdach des Elbe-Einkaufs-

zentrums brüten) und die erfolgreiche Brut des Fasans – im städtischen Bereich wegen der frei laufenden Hunde und Katzen bei diesem Bodenbrüter eine Seltenheit.“

Der Gartenpädagoge Walter Krohn führt am Mittwoch, den 16. April, um 17 Uhr unter dem Motto „Schachblume und Wildtulpe – Hamburger Raritäten auf dem Rückzug?“ durch den Botanischen Garten. Das Programm schreibt dazu: „Die Rundgänge dieser Reihe thematisieren diese wichtige Aufgabe Botanischer Gärten und stellen Aktivitäten Botanischer Gärten zum Erhalt gefährdeter Arten vor. Die gefährdeten Pflanzen des Raums Hamburg stehen im Mittelpunkt.“

Aktionstage: Auch Aktionstage werden vom Botanischen Garten organisiert. Am Sonntag, den 24. Mai, gibt es zwischen 9 und 14 Uhr eine Pflanzen- und Informationsbörse. Der Botanische Garten gibt hier seine überzähligen Pflanzen an interessierte Gärtner gegen eine Spende ab. Das

Besondere: Im Botanischen Garten wachsen Raritäten, die man im Handel nicht kaufen kann. Dazu gibt es Beratungen und Informationsstände rund um Garten, Pflanzen und Natur.

Am Montag, den 17. Juni, wird im Botanischen Garten der Weltwüstengarten veranstaltet. Zwischen 16 und 17.30 Uhr soll in Führungen Hintergrundwissen rund um die Pflanzen der Wüste vermittelt werden. Hier geht es den Veranstalter darum, zu zeigen, dass Wüsten mehr sind als endlose, botanisch langweilige Sand- und Gesteinsflächen, heißt es im Programm.

Kinder: Auch für Kinder hat der Botanische Garten ein besonderes Programm. Am Mittwoch, den 9. April, und am Donnerstag, den 10. April, können Jungen und Mädchen beispielsweise Osterbasteleien mit Naturmaterialien fertigen. Die Teilnahme kostet fünf Euro.

Der Botanische Garten ist täglich ab neun Uhr geöffnet. Der Eintritt ist frei. Weitere Informationen auf www.bghamburg.de

Sichere Lebensmittel: Uni kooperiert mit USA

Die Hamburg School of Food Science (HSFS) der Universität Hamburg ist seit Kurzem offizieller wissenschaftlicher Partner der amerikanischen Lebensmittelüberwachungsbehörde. Die US-amerikanische Food and Drug Administration (FDA) ist eine der größten Einrichtungen für Lebensmittelkontrolle weltweit und arbeitet erstmals mit einer deutschen Universität zusammen. Das Ziel dieser neuen Kooperation ist es, das wissenschaftliche Know-how im Bereich Lebensmittelsicherheit weiterzuentwickeln und damit dann im internationalen Handel auch einen verbesserten Verbraucherschutz zu erreichen.

Die richtigen und vollständigen Angaben zu Herkunft und Inhalt von Lebensmitteln sind angesichts der globalen Beschaffungswege ein Thema, das immer wichtiger wird. Dies zeigen nicht zuletzt die jüngsten Fälle von Lebensmittelbetrug wie beispielsweise die Vermarktung von konventionellen Eiern als Bio-Eier oder der sogenannte „Pferdefleischskandal“. Zu den Rohstoffen, die weltweit am häufigsten gefälscht werden, zählen Olivenöl, Fisch, Bio-Lebensmittel, aber auch Milch, Getreide, Honig sowie Kaffee und Tee, Gewürze (z. B. Safran oder Chili) sowie Wein und Fruchtsäfte. (HA)

Fliegendes Observatorium hat Messflüge gestartet

Circa 50 Prozent der Erdoberfläche sind ständig mit Wolken bedeckt. Wolken spielen daher auch eine bedeutende Rolle im globalen Klima. Einerseits reflektieren Wolken die Sonnenstrahlung und haben so einen kühlenden Effekt. Andererseits halten sie die Wärmestrahlung der Erde zurück und tragen damit zur Erwärmung der Atmosphäre bei. Zusätzlich ist der Niederschlag eine wesentliche Komponente im Klimasystem.

Um die Entstehung von Wolken und ebenso auch ihre Wirkung auf das Klima besser zu verstehen, wollen Forscherinnen und Forscher jetzt mit dem neuen, fliegenden Wolkenobservatorium HALO (High Altitude and Long Range Research Aircraft) direkt oberhalb der Wolkendecke Messungen vornehmen.

Das speziell ausgerüstete Forschungsflugzeug HALO ist ein Gemeinschaftsprojekt deutscher Umwelt- und Klimaforschungseinrichtungen, an dem auch das Centrum für Erdsystemforschung und Nachhaltigkeit der Universität Hamburg (CEN)/Partner im KlimaCampus Hamburg beteiligt ist. Die gewonnenen Daten sollen zu einem besseren Verständnis von Wolken- und Niederschlagsprozessen beitragen und helfen, Unsicherheiten in Klimamodellen zu verringern. (HA)

Spinnen-Studie: Überleben durch Geschwister

Die meisten Spinnen sind aggressive Einzelgänger, doch bei der australischen Krabbenspinne kümmern sich die Weibchen nicht nur um ihre eigenen Nachkommen, sondern auch um einwandernde Jungspinnen aus benachbarten Nestern.

Prof. Dr. Jutta Schneider und Jasmin Ruch aus dem Fachbereich Biologie der Universität Hamburg haben – gemeinsam mit Kollegen der Macquarie University in Australien – herausgefunden, dass in diesem Zusammenhang eine enge Verwandtschaft zur Verminderung von Konflikten führt und dadurch die Überlebenswahrscheinlichkeit von Geschwistern höher ist als die von nicht miteinander verwandten Jungspinnen. Die Wissenschaftlerinnen untersuchten unter anderem, ob durch einwandernde Jungspinnen die Gruppendynamik zwischen den Weibchen und den Nachkommen beeinflusst wird und ob entstehende Konflikte eher zwischen Weibchen und Nachkommen oder innerhalb der Nachkommenschaft ausgetragen werden. Die Ergebnisse zeigten, dass Geschwistergruppen tatsächlich besser wuchsen als gemischte Gruppen aus miteinander verwandten und fremden Jungspinnen. Konflikte werden also eher innerhalb einer Generation ausgetragen. (HA)